

Wiedergelesen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **69 (1989)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Albert Cohen

Genf — im Oktober 1981. Albert Cohen stirbt im Alter von 86 Jahren. Auf seinem Grab liegen die Kränze seines Verlegers Gallimard und des französischen Staatspräsidenten. Ihre Bemühungen um Cohens Literaturnobelpreis waren erfolglos geblieben. Indes — dem Romancier galt schon früh die Hochachtung und Freundschaft führender Persönlichkeiten aus Politik und Kultur. Schwierigkeiten machte sein Werk dem Kritiker, der es zu orten versuchte. Der Feuilleton-Kolumnist Bertrand Poirot-Delpech (*Le Monde*) bemerkte unverhohlen, dass Cohens einziges Referenzsystem seine jüdische Herkunft sei, da literarische Einflüsse nicht sichtbar würden, denn «*les monuments en littérature ne ressemblent à rien*» (21. Oktober 1981).

Der deutschsprachige Leser ist sehr spät auf Albert Cohen aufmerksam geworden. Da ist ein Meisterepiker zu

entdecken, der in Frankreich seit 1968, dem Erscheinungsjahr seines Hauptwerks «*Belle du Seigneur*» ein begeistertes Publikum gefunden hat. Wer war dieser Prosaschriftsteller, den das Leben so reichlich beschenkte? Seine Besucher schildern ihn als einen schrulligen Geniesser, einen greisen Seigneur im dunkelroten Hausmantel, mit Zigarette und Monokel als Emblem, den funkelnden Blick auf den Gesprächspartner und zugleich auf seine ungestümen Jugendjahre gerichtet. Ein Leben des stetigen Erfolgs also?

Cohen setzt sich kein Denkmal. Seine letzten Jahre gelten dem Gedanken an die Rückkehr. Er rechnet mit dem Leben ab. Aus dem Tagebuch von 1978 spricht der Zyniker, der der Welt voller Wünsche und Hoffnung das Bild der «*danse macabre*» entgegenhält. Weder Bitterkeit noch Hass tragen seine Erinnerungen und Todesbilder —

Die Rubrik «Wiedergelesen» ist nicht eine Abteilung für Vergessenes. Es sollten darin Werke der Literatur besprochen werden, die möglicherweise in den allgemeinen und stets aufs neue genutzten Besitz übergegangen sind. Nicht mehr im Gespräch sind sie jedoch da, wo die Neuigkeiten verhandelt und die Trends bestimmt werden: auf den Literaturseiten, im Kulturreport der Massenmedien. Vielleicht wird unter den Büchern oder Gesamtwerken, die hier in unregelmässiger Folge diskutiert werden sollen, ab und zu auch eines sein, das noch vor wenigen Jahren im Gespräch gewesen ist, eine vielbeachtete, umstrittene, gepriesene Neuheit. Eine Monatszeitschrift, schon weil sie nicht ausschliesslich der Literatur gewidmet ist, kommt immer wieder in die Lage, dass sie Neuerscheinungen, auf die sie unbedingt eingehen möchte, nicht fristgerecht, nämlich in der Zeit, in der sie Aktualität haben, anzeigen und kritisch würdigen kann. Die Flut des Neueren überläuft ständig das nicht mehr ganz Neue. Hier also werden wir auch auf Werke eingehen, die vor Jahresfrist, vor einem Jahrzehnt oder noch viel früher erschienen sind. An ihnen besonders erweist sich, dass literarische Gegenwart mehr umspannt als die kurzfristige Aktualität.

im Gegenteil. Sie lenken noch einmal den Blick auf eine abgöttisch verehrte und ebenso geprüfte Mutter. Es sind Erinnerungen an den Alltag in Marseille zu Beginn des Jahrhunderts, als die Familie wegen antijüdischer Schikanen Korfu verlässt und nach Frankreich emigriert. Im Gegensatz zum «*Livre de ma mère*», einer linearen Autobiographie aus der Mutter-Sohn-Beziehung heraus gestaltet, vermitteln die «*Carnets 78*» Momentaufnahmen grosser Intensität und führen den Blick ganz nahe an das kindliche Leiden des immer wieder getrösteten Bubens heran, wenn seine arbeitende Mama ihm das Frühstück mit dem Liebesbriefchen hinterlässt. Das Präsens der Carnets-Erinnerungen evoziert die emotionale Bedeutung der geschilderten Situationen. Aus beiden Büchern wird deutlich, wie schwierig sich für die Mutter das Leben gestaltet zwischen ihrem stets nur fordernden, anscheinend seelen- und hilflosen Ehemann und dem anhänglichen, ihre Sorge mittragenden kleinen Sohn. So bleibt Cohens Vater bloss «*le mari de ma mère*», sie aber bedeutet ihm die ganze Welt, insbesondere jetzt, im Alter von mehr als 80 Jahren, wo er — durch das Mutter-Porträt — sich selber im Gedanken an den baldigen Tod begegnet.

Ausserdem gilt seine Verehrung noch stets dem längst verstorbenen Freund Marcel Pagnol, mit dem er in Marseille die Jugendträume geteilt und vom künftigen Dichterleben geschwärmt hatte. Pagnol war dem jüdischen Schulbuben eine moralische Stütze gewesen, zu einer Zeit, als antisemitische Regungen das Leben der Cohens tief belasteten. Ob wohl der spätere Erfolg als Geliebter, Diplomat und jüdischer Romancier auf das an vielen Stellen erinnerte Erlebnis des

Zehnjährigen zurückgeht, der in Marseille von einem Strassenhändler als «*sale youpin*» vom Marktplatz verjagt wird? Lässt sich Cohen als Don Juan oder als Rastignac der Diplomatenwelt begreifen? Ist er überhaupt ein Mythos?

Seinem ersten Prosatext «*Projection ou après-midi à Genève*» verdankt er vorerst eine diplomatische Laufbahn: Jacques Rivière, der Direktor der «*Nouvelle Revue Française*» veröffentlicht 1922 Cohens erste Schrift. Obwohl sie noch kaum von überragender Qualität sei, so meint Jean Blot in seinem Essay über Albert Cohen, gebühre Rivière die Hochachtung vor dem sicheren Urteil über Cohens noch schlummernde schöpferische Kräfte. Dank Rivières Beziehungen zu Albert Thomas gelingt Cohen der Sprung ins Internationale Arbeitsamt, später in den Völkerbund (Cohen hat in Genf sein Rechts-Studium abgeschlossen). Bald schon profiliert er sich in internationalen jüdischen Fragen. 1921 ist bereits ein Gedichtband erschienen («*Paroles juives*»). Cohen versucht, die Redaktion des «*Journal de Genève*» von der Publikation einer «*Chronique d'Israël*» zu überzeugen. Später überträgt ihm Chaïm Weizmann die Herausgabe einer «*Revue juive*» (bei Gallimard). Beide journalistischen Projekte scheitern, doch Cohen verwendet alle Kräfte für die zionistische Sache. Weizmann setzt den IAO-Funktionär zur Zeit des britischen Palästina-Mandats als Diplomaten ein und Cohen sichert seinem Zionistenchef in Frankreich den missionarischen Erfolg.

Schon frühzeitig erkennt er die Kriegsgefahr und schlägt die Schaffung einer 250 000 starken jüdischen Legion vor, die sich vornehmlich aus den USA rekrutieren sollte. Frankreich

unterstützt die Idee, England nicht. 1940 trifft Cohen im Auftrag des jüdischen Weltkongresses in London mit De Gaulle zusammen, um die Zukunft des jüdischen Volkes zu erörtern. In seinem Rapport notiert er: «*Le général donne une impression de jeunesse, de loyauté et d'énergie, accentuée encore par son apparence physique.*» Im weiteren bespricht er mit dem Chef der «*France libre*» Frankreichs künftige Haltung den Juden gegenüber, nach der (von De Gaulle für bald prognostizierten) Libération. — Der General lässt auf die Gespräche ein Schreiben an Cohen, den «*Conseiller Politique du Congrès Juif Mondial*» folgen und beteuert darin seine Sympathie «*notamment à l'égard des collectivités israélites soumises à l'oppression des régimes totalitaires.*» (Brief vom 22. August 1940.) — Nach dem Krieg wird Cohen eine entscheidende Rolle in der internationalen Flüchtlingspolitik spielen.

Der Misserfolg der «*Revue juive*» (6 Nummern sind erschienen) liegt wohl darin begründet, dass zur jüdischen Selbstdarstellung die Definition einer «jüdischen Literatur» — mangels Kriterien — nicht möglich scheint: Sollte ein jüdischer Autor an jüdische Thematik gebunden sein? Soll sich das Jüdische bloss auf die Identität des Autors beschränken? Sollte die Darstellung des Jüdischen besser gar der Beobachterperspektive des Nichtjuden vorbehalten sein (später würde Sartres Schrift über die jüdische Frage Wesentliches zu diesem Punkt beigetragen haben)? Diese und ähnliche Reflexionen hat Cohen mit seinen Mitarbeitern (darunter Einstein und Freud) ausgetauscht und dabei ebenso die Befangenheit seiner Person als auch die Grenzen seines Unternehmens erfahren. — Der Fehlstart dieses intellektuel-

len Projekts eröffnet ihm andererseits die Chance der Romandichtung: «*Solal*» erscheint.

Der Name des Titelhelden (etwa mit «Sonnengeschöpf» zu übersetzen) deutet auf den mythischen Charakter der Figur, die dionysische und prometheische Züge aufweist. Solal zeigt den unvergleichlichen Aufstieg eines jüdischen Don Juan orientalischer Färbung, vorgeprägt von einer sefardischen Kindheit auf Caephallonia (bei Korfu): vom weltmännischen Palaver in den staubigen Gassen des Judenviertels, von der religiösen Autorität des orthodoxen Grossvaters, von der clownesken Art seiner Sippenbrüder, welche durch eilige Schreiben an die Adresse der politischen Weltprominenz und durch häufige Transaktionen Caephallonia zum Nabel des Zeitgeschehens zu machen glauben. Was sich in den wirren Köpfen der Inselbewohner auftürmt, setzt Solal auf seine Weise in die Tat um: Eines Morgens entführt er mit 16 Jahren die französische Konsularin und nimmt Reissaus. Die caephallonischen Nachforschungen bleiben erfolglos. Solal hat sich mit Adrienne nach Italien abgesetzt und gelangt nach Paris, wo seine glanzvolle Karriere als Politiker und Liebhaber beginnt. Der jugendliche Eroberer schwingt sich auf französischem Terrain zu immer unerschrockeneren Taten auf. Der Unersättliche kennt keine Schranken. Sollte es ihn kümmern, dass sich seine entführte und inzwischen betrogene Geliebte Adrienne am Ende als Vermittlerin im Dienste neuer Don-Juan-Strategien versklaven lässt? Aude wird alsbald als Gemahlin ebenso entwürdigt vor seinem Ruhm verlöschen. Mag Albert Cohen an anderer Stelle noch so spöttisch die angeborene Unterwürfigkeit

der jüdischen Ehefrau geisseln, seinem Helden gereicht sie jedenfalls zum Vorteil. Solals Liebesleben wird zwischen ekstatischen Höhenflügen und dem Morast der Bestialität geschunden — zum Sturz in den Abgrund verdammt. Cohen inszeniert, programmatisch, die Zurechtweisung seines Don Juan: Während eines grossen Empfangs zu Solals Ehre als neuer Minister ereignet sich in Paris ein «*coup de théâtre*», der dem Auftritt des Komturs dramatisch kaum nachsteht, hier aber skurrilen Regievorstellungen folgt: Saltiel, Solals Onkel, erscheint an der Spitze einer Kohorte caephallonischer Abgesandter. Sie beschwören ihren Neffen, ins Reich des Glaubens zurückzukehren, den Verlockungen der Welt zu entsagen und die Gesetze der Tora zu heiligen — umsonst. Solal versucht alle Schliche, um seinen Clan loszuwerden. Schliesslich verbannt er die Leute ins Kellergeschoss seiner Villa, wo sie in einer Art orthodoxen Krypta betend weiterhocken, während er sein mondänes Leben unbekümmert fortsetzt.

Der Roman findet über Frankreichs Grenzen hinaus ein breites Echo. Zur deutschen Ausgabe von 1932 melden sich begeisterte Stimmen, klingen jedoch — verständlicherweise — sehr schnell wieder ab. Erst 50 Jahre danach wird man wieder auf Cohen aufmerksam, seit der deutschen Neuauflage seiner wichtigsten Bücher.

Dem jüdischen Leben auf der griechischen Insel wird der Autor in besonderem Masse in «*Mangeclous*» gerecht («Eisenbeisser»). In diesem zweiten Roman, der nicht als Fortsetzung zu sehen ist, sondern vielmehr im Perspektivenwechsel zu «*Solal*» steht, schildert Cohen den ubuesken Hofstaat der caephallonischen Sippe, allen voran die dürre Gestalt Pinhas Solals. Ist es der

Spott des Parvenus oder die ironisch sich gebärdende Anhänglichkeit des Kindes, wenn Cohen die jüdischen Menschen seiner Heimat in ihrer bizarren Selbstbezogenheit karikiert? Jedem der Solals verleiht er zwar individualistische Züge, zeichnet aber gleichzeitig ihr Leben als ein von der hierarchisierten Gemeinschaft dominiertes Dasein. Bei aller Akribie der Charakterenschilderung bleibt Mangeclous der Sippenc clown. Dazu passt der grenzenlose Erfindergeist der Solals, der jegliche Unbill des Insel-Alltags als internationales antisemitisches Komplott zu erkennen und mit technischem Raffinement zu bekämpfen weiss.

30 Jahre verstreichen. Von den fünf bei Gallimard vertraglich angemeldeten Büchern sind erst zwei erschienen. Der Romancier spinnt seine Solalgeschichte in aller epischen Breite fort und legt 1968 einen monumentalen dritten Band vor: «*Belle du Seigneur*» — «Die Schöne des Herrn». Das Buch wird mit dem «*Grand Prix du Roman de l'Académie Française*» gekrönt. Cohen ist wieder gefragt, diskutiert, bewundert. Das neue Werk des 73jährigen Autors verdichtet Historie, Porträts und Traumvisionen: Da sprudeln atemlose innere Monologe und possenhafte Szenen, da erstickt das kleinbürgerliche Genfer Milieu im Mief des so meisterhaft verhöhnten Nimbus-Strebens, da trippeln wiederum Caephalloniens Kaftanjuden durch die Wandelhallen des Genfer Völkerbundpalastes, da döst ein diplomatischer Beamter auftragslos seiner insgeheim eigens inszenierten Beförderung entgegen. Inmitten dieser Gesellschaftskomödie spielt die Liebe zwischen Solal und Ariane, der Frau seines Untergebenen Deume, der alsbald durch interessante Aufträge und Dienstreisen beiseite geschafft

wird. So nimmt eine Liebesbeziehung ihren fatalen Lauf, eine Geschichte von Lüge und Leidenschaft, von orientalischer Sinnlichkeit und ihrer Blendung, von erstickender Zweisamkeit, von Selbstkarikierung und dem Sarkasmus des gemeinsamen Selbstmordes, dem wohl einzigen Ausweg aus den Verstrickungen dieser Liebe, die ihre Rechte fordert und denen Solal nicht gewachsen war. Ariane, die «Schöne des Herrn», steht zwischen zwei Welten. Sie verkörpert das «ewig Weibliche» in seiner ganzen Natürlichkeit, aber auch in seinen narzisstischen Abgründen. Ambivalent steht sie gleichzeitig für die Wertordnung des traditionsreichen Genfer Protestantismus. Solals Erotik scheint überlagert von einer dominanten Mutterbindung, welche die verzweifelte Ariane noch weiter hinter ihr Glück als Liebende zurückwirft. Es bleibt bloss noch die gegenseitige Vergötterung, das aussichtslose Feilen am längst missratenen Monument — bis zur Ermüdung: Die Langeweile hat über Ambition und über beider Glück gesiegt. Sie einander zugestehen bildet die letzte und schon längst gefürchtete Sequenz der Tragödie.

Da dem Verleger die ursprüngliche Fassung von «*Belle du Seigneur*» zu umfangreich erscheint, kürzt Cohen den Roman auf gut 800 Seiten und veröffentlicht 1969 den Rest als vierten Band unter dem Titel «*Les Valeureux*». Damit knüpft er wieder an die Szenerie von «*Mangeclous*» an und verfolgt die weiteren Geschehnisse der caephallonischen Solals nach dem Untergang ihres abtrünnigen Neffen und Cousins.

Albert Cohen meinte, der ideale Schriftsteller habe ein zartes Gemüt und einen bösen Blick. Wenn der greise Autor auch kaum mehr sein Wohnzimmer verlässt und seinen Besucher wie

ein «bucklichtes Männlein» empfängt, so gebietet doch sein maliziöser Blick den Respekt vor dem einstigen Gesellschaftslöwen solalscher Statur.

Es wäre wohl banal zu behaupten, der Einstieg in Cohens Erzählkunst führe in einen Wirbel, ihre Spannkraft bemächte sich vollends des Lesers. Der Autor lenkt den Blick unmittelbar auf seinen epischen Gestaltungswillen, der sich jedoch strukturierend zurückhält, um die Ranken einer sinnlich bebilderten Sprache um so üppiger wuchern zu lassen. Einflüsse zu diagnostizieren scheint — wie eingangs angedeutet — dem Werk nicht zuträglich. Selbst als mehrbändiges Epos lässt es sich nicht auf die berühmten Vorbilder des frühen Jahrhunderts verpflichten. Cohen führt seine Handlung nicht gradlinig fort. Er gestaltet Sequenzen zwar in ihrer dramatischen Funktion, holt aber dann aus zu barocken Gemälden, zeichnet das karikaturale Detail oder unterbricht den Handlungsstrang durch monologisierende Assoziationen, Gedankenketten (seitenlang ohne Satzzeichen), die dem erbärmlichen Gehirn jener nach Bedeutung lechzender Genfer Bourgeois entstammen oder, anderswo, die geheimen Wünsche und Ängste der gelangweilten Ehefrau ausdrücken: Ariane verfällt in ihrer erwartungsvollen Einsamkeit dem endlosen Spiel der Koketterie mit sich selbst. Hier, in den unausgeformten Gedanken der zur Ehebrecherin erkorenen Frau, evoziert Cohen bis in feinste Verästelungen die Lächerlichkeit der Selbstaufgabe, des illusionären Strebens nach Welt.

Worin liegt das Besondere an Cohens Prosa? Vielleicht darin, dass nicht eine Welt beschrieben, sondern so erst geschaffen wird, dass der Realitätsbezug weit hinter der dem Mythos ver-

pflichteten Fabel zurückliegt, in der Kunst der Schilderung und des Dialogs, in der Granulierungsart des Werkstoffes.

Josef Zemp

I. Werke von Albert Cohen (alle bei éd. Gallimard, Paris)

- Solal (1930) – dt. Solal, Klett-Cotta, Stuttgart 1986
- Mangeclous (1938, 1965²) – dt. Eisenbeisser, Klett-Cotta, Stuttgart 1985²
- Le livre de ma mère (1954) – dt. Das Buch meiner Mutter, Klett-Cotta, Stuttgart 1984

- Ezéchiël, théâtre (1956)
- Belle du Seigneur (1968) – dt. Die Schöne des Herrn, Klett-Cotta, Stuttgart 1987²
- Les Valeureux (1969)
- O vous, frères humains (1971)
- Carnets 1978 (1979)

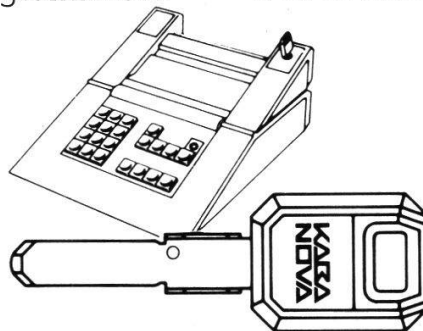
II. Darstellungen

- Valbert, Gérard: Lectures d'Albert Cohen, Age d'Homme, Lausanne 1981
- Blot, Jean: Albert Cohen, Balland, Paris 1986
- «Albert Cohen», Zeitschrift «Magazine littéraire» Nr. 147, Paris 1979

Der Schlüssel zur elektronischen Sicherheit.

KABA NOVA ist das Schliesssystem, das KABA-Präzisionsmechanik mit modernster Mikroelektronik verbindet: Ihre Sicherheit ist programmiert.

**KABA®
NOVA**



Bauer Kaba AG, Postfach,
CH-8620 Wetzikon

Hinweise

Spezialitäten zum Revolutions-Jubiläum

Das Datum, an dem sich die Französische Revolution zum 200. Male jährt, hat eine Überfülle von Buchpublikationen ausgelöst. Historische, kulturhistorische und auf bestimmte Begebenheiten oder Einzelfragen eingehende Werke sind erschienen. Hier sollen Spezialitäten angezeigt werden, die besonderer Aufmerksamkeit würdig sind.

Kurzweilige und lehrreiche Geschichte eines Magisters

Johann Gottfried Pahl ist der Verfasser dieser «Kurzweiligen und lehrreichen Geschichte eines Württembergischen Magisters aus dem Jahre 1802», deren Held und Titelgeber *Ulrich Höllriegel* heisst. Er, Höllriegel, ist einer jener Tübinger Studenten, zu denen auch Hegel, Hölderlin und Schelling zählten, begeistert vom «französischen Freiheitsfieber» und Gründer eines politischen Klubs, der an der Universität Anstoss erregte. Johann Gottfried Pahl's Roman erschien 1802, und was er erzählt, liest sich wie ein Augenzeugenbericht von den Vorgängen in Tübingen. Das kleine satirische Buch ist aber nicht nur Insiderbericht über jene Affäre. Es zeigt und geisselt auch eine damals schon zu beobachtende Eigenschaft der Deutschen, die darin besteht, der «schlechten Wirklichkeit bloss emphatische Gesinnungen» entgegenzusetzen. Revolutionäre Ungeduld paart sich da mit Lethargie. Die lehrreiche Geschichte ist herausgegeben und

kommentiert von *Johannes Weber*. Erschienen ist sie im *Insel Verlag*, Frankfurt am Main 1989.

Das Revolutionsspiel von 1791

Der *Insel Verlag* hat ein Würfelspiel mit gediegen gestaltetem Begleitheft, mit Würfeln, Spielmarken und Spielregeln, als Beispiel für die Medienpolitik und Selbstdarstellung der Französischen Revolution, herausgegeben. *Rolf Reichardt* erläutert jenes politische Gänsepiel von 1791, das die Ideen der Revolution unters Volk und seine Kinder bringen sollte. Die Spielfelder, entlang einer Spirale angeordnet, bilden Stationen des historischen Fortschritts ab. Spielerisch wird hier den Teilnehmern am Würfelspiel suggeriert, welches die «guten neuen» und welches die «schlechten alten» geschichtlichen Kräfte sind. Das Spiel, das in getreuer historischer Nachbildung farbig ausgeführt ist, führt über zu einer vertiefenden Darstellung revolutionärer Druckgraphik.

Die Bildpublizistik der Französischen Revolution

Rolf Reichardt ist, zusammen mit *Klaus Herding*, auch der Herausgeber und Verfasser des grossformatigen Bandes, der sich der Revolutionsgraphik zuwendet, der Revolutionspropaganda mit Hilfe des Bildes. Denn nicht die theoretischen, staatsphilosophi-

schen Abhandlungen, sondern allgemeinverständliche und meist erst noch recht derbe Plakate, Flugblätter und andere bildliche Darstellungen trugen Hauptthemen und Errungenschaften in leicht verständlicher, demagogisch vereinfachter und übertriebener Darstellung ins Volk. Wollte man die pädagogische Wirkung dieser Blätter nicht schwächen, so durfte da natürlich nicht zimperlich vorgegangen werden. Die «patriotische Entfettungspresse» zum Beispiel ist eine kolorierte anonyme Radierung, auf der man sieht, wie wohlbeleibte Kleriker von ihrem Übergewicht befreit werden, indem man sie in die Presse nimmt. Campe berichtet in seinen Briefen aus Paris von den Menschenmengen, die sich vor Maueranschlägen bildeten. Sie betrachteten die neusten Bilder zur Revolution. Auch hier ist Interpretation unerlässlich. Die Bilder erzählen, spielen auf aktuelle Begebenheiten an, nützen bekannte Vorfälle aus. Der Text des Sozialhistorikers Rolf Reichardt hilft dem Betrachter und Leser, sie alle zu deuten und zu verstehen (*Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1989*).

Die letzten Monate des Königs

Authentische Zeugnisse aus den ereignisreichen Tagen und Monaten der Französischen Revolution sind hier vereinigt: das Tagebuch über die Vorgänge im Temple während der Gefangenschaft der königlichen Familie, das der Kammerdiener Cléry geführt hat; der Bericht von Abbé Edgeworth de Firmont, der des Königs geistlicher Beistand war; der Bericht über die letzten Jahre von Louis XVI., den sein Kammerdiener Hué verfasst hat; der «wirklichkeitsgetreue Bericht» des

Kommissars Verdier und schliesslich die Notizen des Küchenjungen Turgy aus dem Temple. Der Band ist angereichert durch Abbildungen, eine Zeittafel und Sacherläuterungen. Es ist Quellenlektüre, was er bietet, Information aus dem Lebensbereich des unglücklichen Königs (*Insel Verlag, Frankfurt am Main 1989*).

Klaus Theweleits «Buch der Könige»

Das über 1200 Seiten starke Buch hat einen Untertitel, der dadurch auffällt, dass das Bindewort zwischen den Namen eines berühmten mythologischen Liebespaares durchgestrichen ist: «Orpheus und Euridike», aber eben doch nicht «und», denn «und» ist deutlich ausgestrichen. Biographien oder Fallberichte hatte der Autor, bekannt durch seine Materialiensammlung «Männerphantasien», diesmal im Sinn, und zwar geht es um den Nachweis, dass Künstler männlichen Geschlechts ihre Beziehungen zu Frauen im Dienste ihrer Kunst auszunützen pflegen. Gottfried Benn, Monteverdi, Eisler und Brecht, Knut Hamsun, Dante, Kafka und andere müssen dabei als Demonstrationsobjekte dienen. Das Buch ist reich und etwas konfus illustriert, und was seine Beweisführung betrifft, so überzeugt sie weniger durch ihre Stringenz als durch die ungeheure Fülle von biographischem Material, das Theweleit beizieht. Die Darstellung ist nicht sehr systematisch, das Spiel mit Zitaten ist wichtig, immer auch die sachliche Information, zum Beispiel über Monteverdis Musik oder Benns Lyrik. (*Verlag Stroemfeld/Roter Stern, Frankfurt am Main*).

Fernando Pessoa — Dokumente zur Person

Der *Amman Verlag, Zürich*, der — durch den Herausgeber *Georg R. Lind* — bereits einen Teil des Werks von Fernando Pessoa (1888—1935) vorgelegt hat, führt in der bereits auf fünf stattliche Bände angewachsenen Reihe auch einen, der Selbstzeugnisse des Dichters und Briefe sowie Zeugnisse von Zeitgenossen enthält. Von besonderem Wert sind darin die Abbildungen, teils photographische Dokumente, teils Reproduktionen zeitgenössischer Zeichnungen und Karikaturen. Eine bibliographische Übersicht ergänzt den reichhaltigen Materialienband und bringt dem Literaturfreund Werk und Person des geheimnisvollen Portugiesen, der als Begründer der modernen Dichtung seines Landes und als eine der Schlüsselfiguren der zeitgenössischen Dichtung überhaupt betrachtet werden muss. Der Dokumentenband ist 1988 zum 100. Geburtstag Pessogas erschienen.

Der Schienenstrang erobert Amerika

«*Westwärts*» — so der Titel dieser Geschichte des Eisenbahnbaus in den Vereinigten Staaten von Amerika — trieben die amerikanischen Eisenbahnpioniere ihre Linien, auf denen das Dampfross fuhr, über den Kontinent. Es war eine mühevoll, viele Opfer fordernde Geschichte, geprägt auch von den blutigen Zusammenstößen mit den Indianern. Schon 1840 verfügten die Eisenbahnen in den USA über 6200 Kilometer Schienenstrang. In der Geschichte der Technik beispiellos ist die Härte und Rücksichtslosigkeit, mit der die Eisenbahnbauer voringen. Das Buch, das einen dokumentarischen

Bildteil enthält, hat *Heinz J. Stammel* geschrieben, ein Pressephotograph und Reisejournalist, der auch mit einer Kulturgeschichte der Cowboys und verschiedenen Büchern über die Indianer Nordamerikas hervorgetreten ist. Die Neuausgabe seiner Eisenbahngeschichte ist im *Hestia Verlag, Bayreuth*, erschienen.

Ludwig Fuldas Briefwechsel, 1882—1939

Er ist 1862 in Frankfurt am Main geboren, und er hat in seinem Leben, das er 1939 beendete, weil er der Deportation entgehen wollte, eine fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit, auch als Übersetzer, entfaltet. Er lebte zuerst in München, hernach in Berlin, verhalf dort an der «Freien Bühne» Dramatikern wie Sudermann und Hauptmann zum Erfolg und war selbst einer der meistgespielten Bühnenautoren. Die Rede ist von Ludwig Fulda, der hohes Ansehen genoss und bis 1933 Vizepräsident der Berliner Akademie der schönen Künste gewesen ist. Sein Nachlass befindet sich im «Freien deutschen Hochstift» in Frankfurt. Eine Auswahl aus den dort aufbewahrten 510 Briefen haben *Bernhard Gajek* und *Wolfgang v. Ungern-Sternberg* als Zeugnisse des literarischen Lebens in Deutschland vor Hitler herausgegeben. Die zweibändige Ausgabe erscheint in der Reihe der Regensburger Beiträge zur deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft. Golo Mann hat dazu ein Vorwort geschrieben. Band I enthält neben der Einführung die vollständigen Texte der Briefe, Band II die Erläuterungen, den Editionsbericht und die Register (*Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main, Bern, New York und Paris 1988*).